

Schluss oder: Coming of Age der Beziehungen

Als ich 2017 die ersten Schritte für dieses Promotionsvorhaben unternahm (*Prolog*), war für mich nicht absehbar gewesen, welche Intensität und Eigendynamik die Beziehungen zu Mervan (*Teil II*) und Musa (*Teil III*) in den darauffolgenden Jahren erlangen sollten. Ich hatte mir auch nicht vorgenommen, über sie zu forschen, war lediglich so offen bei der Findung des Gegenstands meiner ethnografischen Feldforschung gewesen, gute Gründe ernst zu nehmen, diese Beziehungen im Rahmen eines stark reflexiven Forschungsprogramms aufzuarbeiten (*Teil I*). Wenn ich nach der eingehenden Analyse der Beziehungen auf sie zurückblicke, holt mich eine letzte Frage ein: Wie und warum endeten meine Beziehungen zu Mervan und Musa? In diesem *Schluss* möchte ich – auch entlang eines letzten dokumentierten Treffens (*Epilog*) – über das Ende der Beziehungen nachdenken und sie in diesem Zuge noch einmal in ihrer Besonderheit vor meinem inneren Auge aufleben lassen.

Mit Beginn der Coronapandemie war eine zunehmende Distanz in den Beziehungen eingetreten. Über die damals vorherrschenden Kontaktbeschränkungen hatten Mervan, Musa und ich uns nicht hinweggesetzt, sondern den Appell der Stunde vielmehr affirmiert. Wir hatten uns nicht länger in physisch-leiblicher Ko-Präsenz getroffen, sondern sporadisch miteinander telefoniert und geschrieben, was nach und nach weniger wurde. Auf den Schreibtisch zurückgeworfen vollzog sich mein Prozess des Ausstiegs aus dem Feld (Gauditz 2020), indem ich nicht länger die gelebte, sondern die analytische Einstellung zu den Beziehungen vertiefte (*Kapitel 2*). Die im *Epilog* protokollierten Treffen zwischen zwei Infektionswellen waren sodann auf meine Initiative zustande gekommen, nachdem ich eine längere Zeit von Musa und Mervan nichts mehr gehört hatte. Ich merkte wohl, dass beide Beziehungen im Begriff waren, langsam auszulaufen, und spürte ein Bedürfnis einzuschreiten. Nach diesen Treffen habe ich unsere Begegnungen nicht länger protokolliert. Ich wollte hiermit für mich offiziell den Ausstieg aus dem Feld markieren, der sich während

der Pandemie schleichend eingestellt hatte. Das »Ende« der Beziehungen stelle ich in diesem *Schluss* in den größeren Zusammenhang eines *Coming of Age* – eines Erwachsenwerdens der Beziehungen, was sich ebenso als ein »Entwachsen« aller Beteiligten aus den Beziehungen fassen lässt. Indem ich rückblickend die temporale Entwicklungsdimension der Beziehungen ausleuchte, stelle ich fest, dass die Beziehungen folgenreich an die jeweilige biografische Situation gekoppelt waren.

Ich verstehe die Beziehungen diesbezüglich als liminale Übergangsräume an der Kreuzung der Statuspassage der Flucht auf der einen und der Statuspassage der Promotion auf der anderen Seite (*Begegnungen an Übergängen*). In ihrem *Coming of Age* erscheinen die Beziehungen als Entwicklungsbeziehungen, die strukturell an beide Schwellen gekoppelt waren. Dies bedingte ihre besondere Intensität und emotionale Qualität, die ich abschließend herausstelle, indem ich die in den Beziehungen aufgetretenen Kränkungen und das Bezeugen der Erfahrungen des anderen in einen Zusammenhang mit der Migrationsthematik stelle (*Mit Haut und Haaren*). Mit der Fertigstellung dieser Dissertationsschrift vollzieht sich schließlich zum einen mein persönliches *Coming of Age* in der Wissenschaft (*Zum Abschluss der Promotion*). Zum anderen gab es mein *Coming of Age* als Ethnograf, der in dieser Studie den Versuch unternahm, die ethnopschoanalytische Methode weiterzuentwickeln. Abschließend lote ich deren Potentiale aus (*Ausblick*).

Begegnungen an Übergängen

In struktureller Hinsicht siedelten meine Beziehungen zu Mervan und Musa an mindestens zwei großen Schwellen und Übergängen. Auf der einen Seite umspannte Musas und Mervans Migrationsprozess – die Schwellenphase ihres »Ankommens« in Deutschland – unsere Beziehungen, wobei ich mit Musa verstand, dass hier nach sechs Jahren zumindest ein Zwischenziel erreicht war:

»Jetzt wir sind richtig drinne. Richtig drinne. Wie die anderen.« Er sei jetzt schon sechs Jahre hier. Und ja, es sei stressig, aber das sei eben so. Die ersten Jahre sind »einfach Arbeit«, die Zeit danach könne man genießen. Vielleicht bekomme er in zwei Jahren seinen deutschen Pass. Das sei ein weiteres Ziel. Er sei jetzt so weit, dass er die deutschen Leute und das System verstehe. Das habe gedauert. Ich hätte ihm auch dabei geholfen. (*Epilog*)

Auf der anderen Seite umfassten die Beziehungen mit dem Verfassen meiner Promotionschrift über sie die Schwelle meines Fußfassens und Etablierens in der Wissenschaft, die sich von ihren ersten Schritten (*Prolog*) bis zu ihrer Einreichung auf ebenso mehr als sechs Jahre erstreckte. Angelehnt an mein entwickeltes Argument der situierten Beziehungsräume des Dazwischens (*Kapitel 2*) können wir feststellen, dass sich die Beziehungen auch entlang eines übergreifenden temporalen Dazwischens aufspannten. Die Beziehungsräume öffneten und schlossen sich an zwei Schwellen, an denen am Schluss auf beiden Seiten eine »Angliederung« an den neuen Status anstand. Diese Angliederung konnte unvollständig oder vorerst fehlgeschlagen bleiben, worauf mich Mervans nachholender Bildungsweg, der unsere Beziehung stark geprägt hatte (*Kapitel 3.4*), drohend hinwies: »Unvermittelt erzählt er mir davon, dass er das Abitur nicht geschafft hätte, dabei wirkt er auf mich verbittert.«

In Bezug auf den in vielerlei Hinsicht für den Migrationsprozess bezeichnenden Schwellenzustand des »Nicht-Mehr« und »Noch-nicht« – die Erfahrung, nicht mehr zu alten Räumen, Positionen, Strukturen und Ordnungen dazuzugehören und gleichzeitig noch nicht in den neuen angekommen zu sein – hat der britische Anthropologe Victor W. Turner im Anschluss an van Genneps Übergangsriten (*Kapitel 6.6*) das Konzept der Liminalität geprägt (Turner 1989). Personen im liminalen Zwischenraum, den er als »Anti-Struktur« erfasste, wären ihm zufolge »betwixt and between« (Turner 1967), sie seien »weder hier noch da; sie sind weder das eine noch das andere, sondern befinden sich zwischen [...] dem Zeremonial fixierten Positionen« (Turner 1989: 95). In der Liminalität bilden sie provisorische Gemeinschaften, die Turner (1989: 114) »Communitas« nannte. Es entstehe eine »intensive Form des sozialen Miteinanders, der menschlichen Verbundenheit, [...] in der liminalen Phase mit ihren gemeinschaftsstiftenden Handlungen in einem Prozess des Bruchs mit dem Bisherigen, der Loslösung, Krise und Erneuerung« (Friebertshäuser 2020: 42). Unsere Beziehungen waren durch strukturelle Ungleichheiten geprägt (*Kapitel 3*) und gerade nicht durch jene Gleichheit, die Turner für die Communitas ausmachte.¹ Wir fanden jedoch auch in diesen Beziehungen eine verbrüdernde Dynamik des Gebens und Nehmens, deren zentraler Gegenstand eine gegenseitige Staterneuerung war, bei der wir uns gegenseitig »geholfen« (Musa) hatten (*Kapitel 5*). Wir könnten daher vorerst sagen, Mervan, Musa und ich waren uns an Übergängen in der jeweiligen Liminalität des anderen begegnet.

1 Turner meint die Gemeinschaft gleicher, die zusammen die Liminalität durchquert.

Mit Coming of Age beziehe ich mich in einem solchen Zusammenhang auf das Moment der sukzessiven Angliederung an den neuen Status, wodurch sich die liminalen Beziehungsräume wieder schlossen. Wir können dieses Coming of Age – denken wir etwa an Margarete Meads (1928) Klassiker *Coming of Age in Samoa* und seine Rezeptionen (Stodulka 2017) – auf die Altersphase der Adoleszenz als Schwelle zwischen der Kindheit und dem Erwachsensein beziehen. Für Musa und Mervan ging es demnach um eine »verdoppelte Transformationsanforderung« (King & Schwab 2000), die King & Koller (2006: 12) weiter ausführten: »In beiden Hinsichten – derjenigen der Adoleszenz und der Migration – geht es um Trennung und Umgestaltung, in diesem Sinne auch um eine verdoppelte Herausforderung, um eine mit der Migration selbst verbundene Transformation sowie um den Übergang von der Kindheit zum Erwachsensein.« Die Adoleszenz spiegelte sich in den Beziehungen u.a. in der Frage, was es bedeutete, ein Mann zu werden, die zu verschiedenen Zeitpunkten bei Mervan (*Kapitel 3.3*) und Musa (*Kapitel 6.3*) virulent wurde. Mit den Aushandlungen von Männlichkeitsentwürfen wurde die Adoleszenz in beiden Beziehungen zwar markiert, ich selbst reagierte allerdings zurückhaltend auf diese Dynamiken, womit sich die hier aufliegenden Themen in den Beziehungen nicht weiter vertieften (dazu besonders *Kapitel 3.3*).

Darüber hinaus möchte ich mit Coming of Age auf jene übergreifenden Beziehungsdynamiken einer Art Emanzipation Mervans und Musas von meiner Person verweisen. Bereits Erdheim & Nadig (1988) mahnten, die ethnopsychanalytische Beziehung müsse »dahin tendieren, die Bildung von Machtgefälle und Abhängigkeit abzubauen« (Erdheim & Nadig 1988: 79; siehe hierzu auch Nadig 1997). Die Entwicklung Mervans und Musas aus stärkerer Abhängig- in größere Selbstständigkeit in den Beziehungen stand im Kontext des Prozessierens ihres biografischen Übergangs im Ankommen in Deutschland. Glaser & Strauss (1971) hatten in ihrer Theorie von »Statuspassagen« die klassische ethnologische Übergangsforschung weiterentwickelt und auf moderne Gesellschaften angewandt. Sie setzten eine zweiseitige – ungleiche – Beziehung zum Durchlauf einer Statuspassage voraus und sprachen diesbezüglich von »passagee« auf der einen und »agent of control« auf der anderen Seite. Mit dem Gedanken der Migration als Statuspassage (Hausen 2010; Nohl et al. 2010; Schittenhelm 2005, 2010; Thomsen 2009; Wolbert 1990) hatte ich mich bereits zuvor in der Beziehung zu Musa beschäftigt (*Kapitel 5.2*). Als Agent of Control stand ich Musa auf der Couch für die Erneuerung seines Status vollumfänglich beratend zur Seite. In der Beziehung zu Mervan nahm ich wiederum als dessen Mentor die Rolle eines Agents of Control an (*Kapitel 3*). Mit dem Prozessie-

ren der Passage seitens Musa und Mervan änderte sich meine Rolle in beiden Beziehungen grundlegend. Indem sich Mervan Orte und Räume unabhängig von mir aneignete und seine Transformation im Spiel vorantrieb, hob er unsere Mentor-Mentee-Beziehung auf und trug durch seine eigene Transformation zur Transformation unserer Beziehung bei (*Kapitel 4*).² In der Beziehung zu Musa gab es ein analoges Moment der Veränderung der Beziehung durch den Gewinn an Autonomie meines Gegenübers. In der abhängigen Beziehungsführung im Geben und Nehmen auf Musas Couch schien die Zeit noch gewissermaßen stillzustehen, sich meinem Erleben nach endlos auszudehnen (*Kapitel 5*). Im liminalen Zustand zugleich außerhalb und innerhalb der Zeit würden die Subjekte, so Turner (1989: 95), »neu geformt und mit zusätzlichen Kräften ausgestattet [...], die sie in die Lage versetzen, mit ihrer neuen Station im Leben fertig zu werden«. Als eine Art Vorbereitung auf alles, was danach auf ihn in Deutschland zukam, trat Musa einen Schritt aus dem festgeschriebenen Beziehungsraum hinaus. Indem er entlang der Erfüllung seines Delegationsauftrags an Autonomie gewann, veränderte er zugleich unsere Beziehung zugunsten einer größeren Augenhöhe (*Kapitel 6*).

Ganz so, wie das Coming of Age als Genre der Literatur auf den klassischen Bildungs- bzw. Entwicklungsroman verweist, lässt sich daher festhalten, dass es sich bei den Beziehungen um Entwicklungsbeziehungen handelte. Sie blieben strukturell gebunden an die Statuspassagen der Flucht und der Promotion. Es war nicht so, dass wir mit dem »Erwachsenwerden« unserer Beziehungen keinen Kontakt mehr pflegten, etwas von ihrer Intensität der Anfangsjahre ging jedoch mit den beschriebenen Entwicklungen verloren. Im Folgenden möchte ich diese besondere (emotionale) Qualität noch einmal herausstellen.

Mit Haut und Haaren

Ich möchte in Erinnerung rufen, wie ich die oben beschriebenen Veränderungen und Entwicklungen in den Beziehungen erlebt habe. Ich konnte mit ihnen

2 Ein wie ich finde sehr schönes illustrierendes Zitat hierzu: »Voraussetzung für die Bewältigung der Statuspassage [...] ist die Erfahrung der Liminalität, des Nicht-mehr- und Noch-nicht-Dazugehörens. Die Liminalität ist es, [...] die Reflexivität erzeugt. Aus dieser Reflexivität, der Bereitschaft und dem Drang, sich die eigene Position bewusst zu machen, entwickelt sich Transformativität, eine Kraft zur Veränderung.« (Wolbert 1990: 174)

nur punktuell Entlastung verspüren (*Kapitel 6.5*), was daran lag, dass geliebte Rollenanteile meiner Unterstützung und Hilfe in beiden Beziehungen zu einer Art Verlängerung meines Selbst geworden waren (Kohut 1971). Als meine Mentorschaft für Mervan weniger wichtig wurde (*Kapitel 4.5*) und Musa auf meine Hilfe verzichtete (*Kapitel 6.3*), war ich daher gekränkt. In der Beziehung zu Mervan kam es zu einem Austausch von Kränkungen noch zum Zeitpunkt des Wiedersehens in der Pandemie (*Epilog*). Als ich ihm von meinem Treffen mit Musa erzählte und davon, dass wir uns länger nicht gesehen hätten, machte er mich auf ein passiv-ambivalentes Moment in meiner Aussage aufmerksam. Er wertete meine Aussage als Anklage, gab mir patzig zu verstehen, ich hätte mich »auch nicht gemeldet«. Daraufhin verwechselte er mich, als er von seinem neuen Job erzählte: »Ach ne, das war ein anderer, nicht du.« Worauf ich »enttäuscht und gekränkt zugleich« reagierte. Mir kam es vor, als ob Mervan mich als Retourkutsche – ebenso passiv – spüren lassen wollte, dass ich verzichtbar war. Mervan und ich spielten demnach immer noch miteinander (*Kapitel 4*) – eine Art Rachespiel, das einen Zwang zum Ausgleich einer erlittenen Kränkung vorsah. »Das Erleiden einer verletzenden Kränkung« war hier an ein »Gefühl eigener Ohnmacht zur Vergeltung gekoppelt« (Weißgerber 2019: 227). In den vorangegangenen Analysen habe ich außerdem Situationen herausgestellt, in denen mir Mervan demonstrativ die »kalte Schulter« zeigte (*Kapitel 4.5*) und Musa mich beim Anfertigen von Bewerbungen anschrif (*Kapitel 5.2*). Ich konnte mich des Eindrucks nicht erwehren, dass Szenen wie diese nicht ausschließlich etwas mit mir zu tun hatten, sondern dass in ihnen Reaktionen auf Erfahrungen der beiden steckten, die außerhalb unserer Beziehung lagen. Beziehen wir die Ebene der Migration an dieser Stelle mit ein, so ist im Folgenden grundsätzlich zu überlegen, wie die strukturell im Migrationsprozess angelegten Abwertungen, Kränkungen und Verletzungen in den Beziehungen spürbar wurden, d.h. einen Platz fanden, hier zugleich ausagiert und bezeugt zu werden.

Ich stelle auf die emotionalen Qualitäten der Beziehungen ab, wenn ich behaupte, dass ein alleiniger Verweis auf meine Rolle als Agent of Control für sie zu kurz greift.³ Es gab vielmehr eine zeitliche Progression, im Rahmen derer ich auf eine umfassende Art persönlich in beide Beziehungen involviert wurde und als emotional verlässlich verfügbarer Begleiter das geliebte Leben in Musas und Mervans Übergangssituation mit »Haut und Haaren« bezeugte. Simon Arnold (2022) hatte mit dieser Formulierung auf die »leibliche Di-

3 Verwiesen sei an dieser Stelle ebenso auf die Figur des »cultural guides« bei Annette Lareau (2015).

mension« und die zentrale Bedeutung von Zeugenschaft als »Metakonzep für Hinwendung und Beziehung« in der Geflüchtetenhilfe aufmerksam gemacht (siehe auch Meurs et al. 2022). Zeugenschaft eröffne einen Raum, »in dem geflüchtete Menschen in ihren Verletzungen nicht alleine sind. Um ankommen zu können, braucht es Mitmenschen, die mit Augen, Ohren, Haut und Haaren ansprechbar sind.« (Arnold 2022: 39–40) Das Zeugnis beschreibe eine Situation im »interpersonalen Raum [...] in der Beziehung zu einem bedeutsamen Anderen« (Arnold 2022: 36–37; siehe auch Laub 2002: 63). In der Beziehung zu Mervan, der mehrmals, nicht nur im übertragenen Sinne, Zeugnisse bei mir ablegte (*Kapitel 3.2* und *3.4*), fühlte ich mich wie sein persönlicher Spiegel in der vulnerablen Phase des Ankommens (*Kapitel 3*).⁴ Leibhaftig erlebte ich seine Behauptungs- und Anerkennungssuche in Deutschland mit. Das Zeugnis in den Zwischenräumen beider Beziehungen war ebenso »Schmelztiigel und Begegnungspunkt von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft« (Arnold 2022: 34). Ich stand an Mervans Seite, als die Bedrohungen und Verwerfungen aus seiner syrischen Heimat ungehindert in seinen Alltag eindringen (*Kapitel 3.5*). Musas Trauma, den syrischen Bürgerkrieg mit- und überlebt zu haben, bezeugte ich auf eine vergleichbare emotional verfügbare Art und Weise (*Kapitel 6.2*). Um das Trauma eines anderen zu bezeugen, so Dori Laub (2000: 79–80), bedürfe es eines »Vertrauensverhältnisses, einer Nähe und völligen Gegenwart des Anderen«, wobei es darauf ankomme, »auf unaufdringliche Art anwesend zu sein«. Meine eigene teils passive (*Kapitel 5.3*), gleichzeitig dauerhaft präsenste Haltung in den Beziehungen hatte ich an einer Stelle als »Nebeneinander für-einander da sein« beschrieben (*Kapitel 3.5*). Sie war eine der Grundlagen dafür, dass die Beziehungen die Qualitäten von »Übergangsräumen« entwickeln konnten (Winnicott 1974). In diesen »potentiellen Räumen« wurde nicht nur selbstvergessenes Spielen möglich (*Kapitel 4*), sondern auch die Erfahrungen der Migration und damit das »what has been left deeply wounded« spürbar (Laub 2015: 195).

4 Mit Strauss (1974: 140) weist uns dieses Spiegeln darauf hin, dass Subjekte in »entscheidenden Phasen des Lebens [...] unmittelbare und starke Unterstützung für schwache Selbstbilder verlangen, [...] wir ein neugefundenes Selbstverständnis immer wieder von neuem bestätigt sehen möchten«. Weiter heißt es bei Strauss: »Möglicherweise sind Phasen schnellen Lernens mit solchen Phasen eng verknüpft«, was uns Mervans Bflissenheit und Lerneifer, seine Nachahmung eines kleinbürgerlichen (deutschen) Habitus mit dem Fernziel des Aufstiegs durch Bildung in Erinnerung ruft (*Kapitel 3.2*).

In der Zusammenführung des Spiegels (*Kapitel 3*) und des Gebens und Nehmens in der Zurückerlangung des Status (*Kapitel 5*) entsteht ein Bild, in dem durch Migration und Flucht etwas verletzt und herabgewürdigt wurde. Die bezeugten Kämpfe verwiesen auf das, was Lamont (2018) als »recognition gaps« betitelt hat – sie dokumentierten die negativen Auswirkungen einer Adoleszenz in migrationsbedingten Ungleichheitsverhältnissen, auf die uns eine Vielzahl von Studien eindringlich aufmerksam machen (Mecheril & Hoffarth 2009; Scharathow 2014; Rose 2012; Riegel & Geisen 2007; Yildiz 2016). Mervans abschließender Verweis auf den Rassismus seines Lehrers (»dass andere es geschafft hätten, aber sein Lehrer rassistisch gewesen sei. Dagegen konnte er nicht ankommen«) war eine Aussage, mit der er mir das vorläufige Scheitern seines Bildungswegs erklärte. Sie ließ den Rassismus als die Art »Positionierungszwang« erscheinen, den Christine Riegel (2004, 2021) beschrieb, als sie herauskehrte, dass »Jugendliche, deren Zugehörigkeit nicht fraglos anerkannt wird, nicht umhinkommen, sich auf diese hegemonialen Differenzordnungen und damit verbundenen Bilder und Zuschreibungen zu beziehen« (Riegel 2021: 436–437). Im Gegensatz zu »Jugendliche, deren Zugehörigkeit selbstverständlich legitim ist«, seien sie »dazu gezwungen, sich [...] zu positionieren und sich mit den hegemonialen Ordnungen auseinanderzusetzen«. Mervans Scheitern des Bildungswegs, den er anfangs stark verfolgte (*Kapitel 3*), mag ein weiterer Grund für das Ende unserer Beziehung gewesen sein. Wenn wir an die Begleitung seines Schulabschlusses zurückdenken (*Kapitel 3.4*), so war meine Mentorenfunktion im Bereich der Bildung ein von mir imaginiertes Common Ground, der genauso wegfiel wie später der des Tischtennis-Cafés (*Kapitel 4.5*).⁵ Ich selbst hatte hier erlebt und beschrieben, dass Kränkung persönlichen Rückzug aus Beziehungen bedeuten konnte. Nicht zuletzt endeten die Beziehungen aber auch aus Gründen, die – direkt und indirekt – im Zusammenhang mit dem Abschluss dieser Promotionsforschung standen, was ich im nächsten Abschnitt beleuchte.

5 Ich kann mir außerdem gut vorstellen, dass er sich bezüglich dieses Eingeständnisses vor mir zusätzlich schämte, so wie ich für ihn die Autorität des deutschen Wissenschaftlers auf dem Feld der Bildung verkörperte (*Kapitel 3.6*).

Zum Abschluss der Promotion

Ich möchte exemplarisch zu bedenken geben, dass ich mit Musas Hilfe die folgenreiche Erstarrung unserer Beziehung (*Kapitel 5.4*) zugunsten einer größeren Augenhöhe zwar überwand (*Kapitel 6.5*), mich aus Angst vor dem Verlust der Beziehung aber bis zuletzt scheute, »authentischere«, d.h. im Zweifelsfall konfrontativere Einstellungen in der Beziehung zu leben. Als wir uns in der Pandemie trafen, hielt ich meinen eigenen, von ihm divergierenden Standpunkt zu den Corona-Schutzimpfungen zurück (*Epilog*). Wie mir abschließend auffiel, suchte ich in der Beziehung »aktiv das Verbindende und Harmonische« und vermied »Reibung und Konfrontation« aus Sorge um die Beziehung. Somit ging ich aus dem Weg, was Winnicott (1974) für die primären Objektbeziehungen allerdings als zentral angesehen hat: Das projektiv wahrgenommene Beziehungsobjekt müsse »zerstört« werden, um feststellen zu können, dass das reale Beziehungsobjekt im Außen »überlebt« hat (*Kapitel 2.1*). Ohne die verinnerlichte Erfahrung eines guten Ausgangs dieses »Tests« resultiere ein Erleben, in dem die Beziehung bei Widerstreit und Konflikt verloren geht. Eine tiefergehende Vertrauensbindung zum Gegenüber kann sich dagegen einstellen, wenn sich die Beziehung als belastbar und »konfliktfähig« zeigt. Musa und ich sammelten diese Erfahrung nicht, besagter Test war ein blinder Fleck unserer Beziehung. Es blieb unklar, wie er ausgegangen wäre, wobei mir der Test erst als reizvoll erschien, als ich mich bereits wieder aus dem Feld zurückgezogen hatte: »Es wäre interessant zu sehen, was passiert, wenn ich diese Haltung aufgeben würde, aber das traue ich mich irgendwie nicht, was mir jetzt klarer hervortritt als früher.«

Mit der großen Vorsichtigkeit, dem anderen unter keinen Umständen zu nahe zu treten – der »Höflichkeit« zwischen uns – ergab sich eine Hemmung, die es schwierig machte, dass sich die Beziehung weiter vertiefte und lebendig blieb. Stattdessen blieb in ihr eine Distanz zurück, die sich nie gänzlich überwand. Sie war eine Art Bedingung der Beziehung gewesen und verwies darauf, dass wir eine Beziehung im Kontext meiner Promotion eingegangen waren. Gerade nach der überstandenen Krise meines Projekts, die einen Wechsel der Fokussierungsrichtung zur Folge hatte (*Kapitel 1.4*), war ich auf »funktionierende« Beziehungen tatsächlich angewiesen, um meine eigene berufliche Statuspassage erfolgreich zu bewältigen. Auf einen Test ihrer Tragfähigkeiten wollte ich mich daher im Zweifelsfall nicht einlassen, vielmehr lernte ich, mögliche Friktionen in den Beziehungen bereits antizipativ aus dem Weg zu räumen. Dies war eine besonders folgenreiche Art der Verstrickung dieser Forschung

mit meiner eigenen Lebenssituation – der Statuspassage der Promotion. Auf lange Sicht war die Vorsicht allerdings auch anstrengend und somit vielleicht ein weiterer Grund dafür, warum die Beziehungen endeten.

Widmen wir uns für einen Moment dieser zweiten Statuspassage, die die Beziehungen ebenso maßgeblich strukturierte. Barbara Friebertshäuser (2020: 50) kehrte hierzu heraus, mit der Promotion vollziehe sich »eine Initiation in das wissenschaftliche Feld mit all seinen Regeln und ungeschriebenen Gesetzen und Traditionen, die in einer fast 1000 Jahre alten Universitätsgeschichte entstanden«. ⁶ Diese Promotionsstudie ist somit mein persönliches Coming Age in der Wissenschaft:

»Zur Promotion gehört: die Entwicklung und Bearbeitung eines Promotionsprojektes auf der Basis eines Exposé, die Auswahl von Betreuer:innen bzw. späteren Gutachter:innen, das Forschen und Schreiben in Auseinandersetzung mit dem Stand der Forschung, die Entstehung eines Schriftstücks, das den eigenständigen Beitrag zur Wissenschaft markiert und die mündliche Prüfung am Ende sowie nach der Publikation die Verleihung des Doktor-Titels. Der Titel kann zukünftig auch als Ergänzung des eigenen Namens getragen werden und somit für Personen innerhalb und außerhalb des Wissenschaftssystems einen neuen Status markieren. [...] Erlangt wird ein neuer dauerhafter Status, der in der Regel nicht mehr abgelegt oder aberkannt wird.« (Friebertshäuser 2020: 52)

Mit der Fertigstellung dieser Studie zur Promotion bin ich im Begriff, meine eigene Statuspassage erfolgreich zu prozessieren, indem für mich ein neuer »dauerhafter Status« in Reichweite rückt. Diese Studie verstand ich nicht nur als einen Versuch, den Liminalitäten von Beziehungen, sondern auch denjenigen einer langjährigen ethnografischen Promotionsforschung aktiv einen Raum zu geben. Katharina Eisch-Angus (2022: 90) hatte diese Art von Liminalität jüngst als das »dritte Milieu des ethnografischen Prozesses« beschrieben. Sie zählte u. a. auf: »Unvorhersehbarkeit von Forschungsergebnissen«, »Grauzonen, Ambivalenzen und Unentscheidbarkeiten alltagsweltlichen Verstehens«, »Unvereinbarkeit ethnografischer Offenheit mit sozialwissenschaftlichen Anforderungen« sowie die »Unwägbarkeiten der Subjektivität«. Auf die »Unwägbarkeiten der Subjektivität«, die ich bereits in der *Einleitung*

6 Siehe zu den »Einsetzungsriten« in die Wissenschaft auch Bourdieu (1990).

aufgegriffen hatte, möchte ich noch einmal zurück kommen.⁷ Ich hatte mit dieser Studie zunächst auf einen Delegationsauftrag hin »agiert«, für den ich die Wirkmacht transgenerationaler Erfahrungen in Anschlag gebracht hatte: Sofern in Familien, in denen Vertreibung und Flucht stattfanden, das »Wissen um Krieg und Verlust« in den »individuellen Alltagspraxen der dritten Generation [...] eingekörpert« ist, so Eisch-Angus (2018: 239), bestehe hinreichend »Anlass nach den Menschen zu fragen, die aus heutigen Kriegen flüchten«. Dies habe ich im Eingehen von persönlichen Beziehungen zu Musa und Mervan sehr ausgiebig getan. Erdheim & Nadig (1988) hierzu weiterführend:

»Die Faszination, die ein Gegenstand auf den Wissenschaftler ausübt, bezieht ihre Kraft immer auch aus unbewusst gewordenen Erfahrungen. Je größer die Faszination, desto wirksamer wird auch die Neigung zum Agieren sein; das heißt, dass der Wissenschaftler dahin tendieren wird, zu handeln statt sich zu erinnern. [...] Gerade dann, wenn es darum geht, neue Bereiche zu entdecken, und man deshalb noch gar nicht wissen kann, was einen eigentlich lockt und erwartet. [...] Dabei darf es nicht bleiben. Subjektivität kann nur dann zum Erkenntnismedium werden, wenn – zuerst einmal beim Forscher selbst – das Agieren in ein Erinnern übergehen kann.« (Erdheim & Nadig 1988: 78)

Mein eigener Familienhintergrund war zwar nur ein Teilaspekt der Situiertheit meiner Perspektive, allerdings einer, der besonders leicht hätte übersehen werden können. Erst am Ende meines Forschungsprozesses stand dessen reflexive Aneignung – das Überführen des Agierens in ein Erinnern.

Mein spezifisches Coming of Age als Ethnograf, so können wir ebenso festhalten, bestand in der Methode: Im ethnopschoanalytischen Ansatz (*Kapitel 2.6*) spiegelte sich meine im Prozess dieser Promotion gefundene wie entwickelte Präferenz, eine Feldforschung über Beziehungen durchzuführen. Hierzu möchte ich abschließend einen kleinen Ausblick wagen.

7 Ich schickte dort ebenso voraus, mit Verfassen dieser Studie würde ich eine starke Geschichte der Beziehungen schreiben und mir sei daher umso wichtiger, im Sinne Haraways auf die Partialität meiner Perspektive und die Verantwortlichkeit für meine situierten Analysen hinzuweisen. Rückblickend möchte ich dies bekräftigen und weiter ergänzen, dass diese Geschichten durch meinen in diesem *Schluss* vorgelegten Standpunkt eines Coming of Age der Beziehungen auch als Moral Tales gelesen werden können, in denen ich mich in meiner emphatischen Beziehung und Begleitung der unbegleiteten Geflüchteten Mervan und Musa als menschlich generieren konnte.

Ausblick

»Es ist ein wunderbar menschlicher Blick, weil er nicht einfach den Anderen untersucht, sondern auch die eigene Involviertheit und die Gefühle in der Beziehung zum Anderen ernst nimmt.« (Nadig 2007: 74)

Bezüglich der Ethnopschoanalyse haben die Arbeiten Maya Nadigs ein Desiderat hinterlassen, wie sie selbst im Interview mit der FQS betonte: »Es wurde versucht, die Ethnopschoanalyse in die Sozialwissenschaft hinüberzutragen. Das muss man alles noch mal überarbeiten.« (Hegener 2004) Nadig sah zugleich großes Potenzial und die Notwendigkeit – so verstehe ich zumindest ihre späteren Arbeiten (Nadig 2000a, 2000b, 2004, 2016; Hegener 2004) –, die Ethnopschoanalyse in einen engen Dialog mit den Cultural Studies und der reflexiven Sozialforschung zu bringen. Mit dieser Studie habe ich einen eigenen Beitrag hierzu geleistet, indem ich versucht habe, die Ethnopschoanalyse als (postmoderne) Form reflexiver Ethnografie zur Erschließung von Beziehungen zu entfalten. Ich habe gezeigt, *dass* und *wie* sich Ethnografie als und über Beziehung betreiben lässt.⁸ Dafür setzte ich mich ab von den festen Kategoriensystemen der Psychoanalyse und der Ethnologie und fundierte stattdessen eine umfassende Form der Prozessualität auf methodologischer Ebene. (Selbst-)Reflexivität beschränkte ich nicht auf fixe identitäre Positionierung, sondern sie war im Fluss und der eigentliche Motor dieser Studie. Das Gegenübertragungsgeschehen in Form meiner Irritationen und emotionalen Antworten auf Musa und Mervan war hierbei zentral (*Kapitel 2.6*). In der Figur des ethnografischen Sensors (*Kapitel 1.3*) versuchte ich zu fundieren, wie meine eigene Subjektivität zu etwas wurde »that [was] constantly in the process of becoming in relation to others« (Lorimer 2010: 104). Mir ging es darum, Beziehungen auf einer affektiv-körperlichen Ebene erfassen zu können.

Ethnopschoanalyse als ein »drittes« Forschungsprogramm »Ethnografie und Beziehung« jenseits der klassischen und der autoethnografischen Form

8 Hierbei möchte ich relationale Ansätze (Simon 2012) in der Ethnologie (Häberlein 2014) und Psychologie (Gergen & Gergen 2002) nicht unterschlagen. Mit der angewandten starken Reflexivität grenzte ich mich diesen Vorschlägen gegenüber allerdings ab. Das beharrliche Arbeiten mit einer starken Reflexivität bedeutete insbesondere, mit ihren Konsequenzen umgehen zu lernen – im Zweifelsfall könnte das auch künftig heißen, die eigene Fragestellung im Prozess wieder fallen zu lassen (*Kapitel 1.4*).

stellt einen Beitrag zu den nicht stillstehenden Debatten um die Repräsentation der Anderen in der Ethnografie dar (Ploder & Hamann 2021; Davis & Craven 2016). Mich beschäftigten Formen der »Blick-Rückkehr« des Anderen und was diese wiederum mit Beziehungen machten (*Kapitel 5.6*) sowie Lösungen der Repräsentationsfrage – auch, aber nicht ausschließlich – auf Ebene des ethnografischen Textes (*Kapitel 2.5*). »Die ethnopschoanalytische Zugeweise ist präziser als die literarische Vermittlung von Wissenschaft. Es kann damit eine Forschungsbeziehung beschrieben werden, in der die Standorte, Positionen, Kontexte und gleichzeitig der Prozess der kulturellen Bedeutungskonstruktion von Subjekten [...] nachvollzogen werden kann«, so Nadig (Hegener 2004: 38; siehe weiterführend Nadig 2016: 208). Mit dem ethnopschoanalytischen Ansatz muss nicht zwingend der (un)mögliche Weg hin zur Repräsentation der anderen beschritten werden (Castro Varela 2010: 122). Mir ging es nicht länger um die »Kultur des anderen«, sondern mit der Methode versuchte ich, den Weg zu den »Standorte[n], Positionen, Kontexte[n]« freizulegen, in denen ich mit Musa und Mervan zusammentraf. Nadigs (feministisches) Argument der Arbeit mit und durch die Verhältnisse von Forschung im Rahmen der Ethnopschoanalyse halte ich in Bezug auf die Writing-Culture-Debatten weiterhin für bereichernd:

»Die gesellschaftspolitische Stellung und die Subjektivität der Forscherin sowie die Arbeitsverhältnisse in der Untersuchung werden beachtet [...]. Auch die Forscherinnen sind durch ihre sozialen Erfahrungen geprägt, in ihrer Wahrnehmung spezifisch sensibilisiert oder bestimmten Sachverhalten gegenüber resistent. [...] Daraus erwächst das Anliegen, eine möglichst große Transparenz in die Entstehungs- und Arbeitsbedingungen einer Untersuchung zu bringen [...]. Diese Transparenz ist wissenschaftspolitisch um so wichtiger, als die meisten Forschungsberichte die konkreten Bedingungen des Produktionsprozesses, unter denen die Resultate entstehen, beiseite schieben, obwohl gerade diese Bedingungen wichtig sind, um das Ergebnis zu verstehen.« (Nadig 1992: 152–153)

An diesem Punkt plädierte ich für die Kurzschließung der ethnopschoanalytischen Methode mit Haraways Idee des situierten Wissens und dafür, Beziehungen im Rahmen situierter Zwischen- und Übergangsräume zu erfassen (*Kapitel 2.1*). Die Ethnopschoanalyse ließe sich weiterführend an Formen der »politics of location« (Bhabha 1994; Rich 1984; Madhok 2020) als ein Denken in Räumen (Kirby 1993; Nadig 2006) anschließen, wenn sie auf fixe Kate-

gorien verzichtet.⁹ Die Leitlinie könnte vielmehr sein, starke Reflexivität konsequent in den liminalen Zwischenräumen von Beziehungen anzusiedeln. Ich beschrieb, wie und wo sich diese Räume öffnen und – wie ich in den vorausgegangenen Abschnitten darzulegen versucht habe – wieder schließen können. Diese Räume schufen ihrerseits überhaupt erst die Möglichkeit für intelligible gemeinsame Praktiken wie Spiegeln (*Kapitel 3*), Spielen (*Kapitel 4*), Geben und Nehmen (*Kapitel 5*) sowie Trauern (*Kapitel 6*).

Wie dargelegt ermöglicht es mir der ethnopsychoanalytische Ansatz, das Konglomerat aus migrationsbedingt ausbleibender Anerkennung, Kränkung, Verletzung und Trauma in den Beziehungen aufzuspüren und mit Haut und Haaren zu bezeugen. Die Methode wurde auch in der Vergangenheit insbesondere im Zusammenhang mit Migration (Sauter 2000, Weißköppel 2006; Mansfeld 2007; Sturm et al. 2010; Lilje 2012; Bally 2013; Krueger 2013) und Adoleszenz (Erdheim 1982, 1988) eingesetzt. Gesellschaften, die sich dynamisch im Kontext transkultureller Differenz- und Ungleichheitsverhältnisse entwickeln und mithin neue Formen von »Superdiversität« (Vertovec 2007) ausbilden, bringen auch immer neue Formen von Beziehungen hervor. Der lange Sommer der Migration war ein jüngstes Beispiel hierfür. Der ethnopsychoanalytische Ansatz erscheint mir daher zugleich zeitgemäß geboten, und, wie ich aufgezeigt habe, noch nicht hinlänglich in seinen Potenzialen entfaltet. Keinesfalls muss er beim Thema der Migration stehen bleiben (Metje 2005; Thierfelder 2009), er kann vielmehr überall dort relevant werden, wo Beziehungen auf eine Art verstanden werden, die die eigene Situiertheit nicht ausklammert, sondern sie als Erkenntnisressource vertieft. Eine ethnografische Forschungslandschaft, die sich hinsichtlich kollaborativ-partizipativer Ansätze und ihren

9 Erdheim (2017: 414) stellte hierzu heraus, dass sich die Psychoanalyse heutzutage in »eine Vielzahl von Tendenzen« spalte und prognostizierte: »Es ist klar, dass für die Zukunft der Ethnopsychoanalyse die Frage wichtig ist, auf welche dieser Tendenzen sie Bezug nimmt.« Meiner Einschätzung nach würde die Methode davon profitieren, wenn sie noch konsequenter die Entwicklung der Psychoanalyse nachvollzieht, die wir mit Balint (1968) als die von einer Ein-Personen- zu einer Zwei-Personen-Analyse verstehen können. In dieser Arbeit habe ich die Psychoanalyse weniger in ihrer klassischen Auslegung, sondern vor allem im Kontext ihrer intersubjektiven Wende rezipiert. So ließe sich das Konzept der Gegenübertragung in Anlehnung an Devereux womöglich weiter überarbeiten und noch konsequenter auf den interaktionellen Beziehungsraum im Hier und Jetzt beziehen, wenn wir an prominente intersubjektive Konzeptualisierungen wie beispielsweise die eines »analytischen Dritten« bei Thomas H. Ogden (2004) denken.

Begegnungen von Berufs- und Co-Forscher:innen weiter öffnen möchte (Afe-worki Abay 2023; Bieler et al. 2021; Lassiter 2005), fände ebenso viel Anregendes in der Methode.¹⁰

Ich möchte daher abschließend für eine offene Anknüpfung und Weiterentwicklung des ethnopschoanalytischen Ansatzes plädieren. Ich konnte, so hoffe ich, aufzeigen, dass es mit ihm möglich ist, die gelebten Welten der Zwischenräume von Beziehungen erkenntnisreich und methodologisch gestützt zu betreten. Für die Einübung des »menschlichen Blicks« dieser Methode ist es notwendig, sich auf Beziehungen auf eine umfassende Art und Weise einzulassen. In diesem Sinne markiert folgender flüchtiger Moment eines von vielen möglichen Enden dieser Arbeit: »Zwischendurch mustert mich Musa einmal kurz und nachdenklich: ›Es ist schön, dich wiederzusehen.‹ Das berührt mich überraschend stark. Ich muss an unsere lange Geschichte denken – daran, wie viel passiert ist.« (*Epilog*)

10 Eine Frage, die über diese Arbeit hinausreicht, wäre, inwiefern sich die situiereten Übergangs- und Zwischenräume auch in den andernorts diskutierten Beziehungsfeldern zu Dingen und Artefakten aufspannen ließen (Deleuze & Guattari 1997; Kissmann & van Loon 2019). Hinweise liegen bereits vor, dass eine Beschränkung nicht zwingend gegeben ist (Bonz 2008, 2011; Reimers 2022). Für Bonz (2011: 28) sei vielmehr »die Fähigkeit, Übertragungen auszulösen, [...] nicht nur Menschen eigen. In vergleichbarer Weise vermögen auch Artefakte von den Räumen und Kontexten zu künden, in welchen sie Funktion und Bedeutung besitzen.«

